

Ulrich Schäfer-Newiger

DAS JAMMERN DES FLEISCHES

Zu Hans Henny Jahnns Roman „Fluß ohne Ufer“.

*Denn es geht dem Menschen
wie dem Vieh: wie dies stirbt,
so stirbt er auch,
und haben alle einerlei Odem;
und der Mensch hat nichts mehr als das Vieh,
denn es ist alles eitel.
Prediger Salomo 3,19*

|

Biologisches Material bloß ist der Mensch, überflüssiges Kropfzeug der Materie. *Vorstufe des Staubes er selbst. Das Ziel der Schöpfung die Dürre.* Der Mensch ist ein körperliches Wesen, eine Anhäufung biologischer Apparate, die funktionieren oder auch nicht. Der Mensch lebt nur, um seinen Bauch zu füllen, *aus Pflanzen und Tieren Kot zu machen.* Alles andere ist hinzuerfunden, hinzuerdichtet, ist Glaube, Religion, Moral, Sublimation; alles das ändert nichts an der Gegebenheit, daß das Leben immer *von der Geburt bis an den Tod* reicht. Keine Überlegung verkürzt oder verlängert es. *Der Besitzer eines atmen-den Körpers mag denken oder anstellen was ihm einfällt, darüber zu grübeln, ob er das große Geschenk, dazusein, willkommen heißt oder es widerwillig vertut; das darf er, das ist sein einziges Recht.* Darüber hinaus gibt es kein Entkommen. Die Menschen werden *in die Zeit eingehen, die (sie) vor der Geburt schon so gut mit Schlaf bedient hat.* Der tiefe Urwunsch, *die Fesseln der Schöpfung zu durchbrechen, kein Alter zu haben, außer dem der Jugend; den Geist des Todes zu bannen, den Streit für humane Gerechtigkeit zu bestehen,* sind nichts weiter als *längst verbrauchte Beigaben der Märchen.*

Die Lüste, die den Menschen heimsuchen, dienen nur dem Fortbestand des Fleisches. Und dem Fortbestand seines Gejammers. Zu nichts sonst. Der Mensch ist Körper, seine Konflikte sind körperliche Konflikte, seine Lust ist körperlich, sein Verfall und Vergehen ist körperlich; es bleibt sonst nichts danach. Er ist nicht besser als das Tier.

Die Schuld des Menschen besteht darin, diese einfache, unumstößliche Wahrheit nicht anerkennen zu wollen. *Wir lügen irgendwo, abgrundtief. Vielleicht gebricht es uns nur an Worten.* Und auch: *Man kann dem Leben nicht begegnen wie einem Traum. Die wirkliche Zeit mit ihren Wirklichkeiten kennt keinen Widerruf...Die Bequemen, die man die Frommen nennt, schon im Vorwege blind, schließen auch noch die Augen, erledigen die Bücher, indem sie ein Buch erfinden, sich der Autorität verschreiben und die Qual, das Unglück und das Gemetzel aus einer weisen Güte erklären, die jenseits der Sterne und jenseits der Zeiten thront.*

So ist der „Wert“ eines Menschen nicht bestimmbar, es sei denn zum Preis irgendeiner Überzeugung, etwa wenn man sich darauf einläßt, *von den Seelen zu reden.* Aber die Tiere werden vergessen. Dabei haben sie das gleiche Schicksal. Beide leiden Schmerzen.

Die Tiere erdulden ihn ohnmächtig, die Menschen fügen ihn sich planvoll, absichtsvoll zu. Zu Büchern ist der Mensch geflüchtet, um sich zu beruhigen. Aber: *Das Rätselwort Schmerz würde sich nicht auflösen. Mit uns Menschen stürzen die anderen Gemetzelten ins Bodenlose. Die Schweine, die Rinder, die Schafe, die Fische, die Käfer, die Menschen, ein ganzer berstender Stern.* Stumm ertragen die Tiere ihr Schicksal, weil sie keine Sprache haben, nur ihr Schreien im Schlachthaus. Ihre Hirne denken sich keine Erklärungen aus, errichten keine Gedankengebäude, die das Dasein erträglicher machen sollen. *Fromm* sind deswegen die Tiere. Sie können die wahren Freunde sein, wenn der Mensch es zuläßt, wenn er das *Brüllen, Blöken und Röcheln der Schlachttiere* nicht überhört, wenn er sich nicht scheut, *zuzusehen, wie sie sterben.*

Wenn man über Rinderwiesen geht, weit und breit als einziger Mensch, blicken die Tiere einen verwundert an. Zuweilen ist ihr Verwundern oder ihre Trauer, etwas zu sehen, was sie nicht erwartet hatten, so groß, daß sie sich vergessen und Wasser lassen. Es ist, als ob es Tränen wären. - Die milden Geschöpfe müssen und hassen oder bemitleiden.

Ein Grund auch: *Man kann dahin kommen, die eine Hand zu höhlen und mit Tierblut zu füllen und die andere mit Kot, in das entsetzte gebrochene Tierauge zu schauen und auf das ebenso entsetzte vorgefallene Gedärm. ... Und läßt Blut und Kot zuboden fallen, wäscht sich die Hände, doch keineswegs zu gründlich, eben nur oberflächlich. Man hört auf, nach Gott zu fragen.*

II

Mit diesem desillusionierenden Menschenbild wird konfrontiert, wer sich auf den zweitausendvierhundertseitigen Roman Hans Henny Jahns einläßt. Der Leser muß ständig mit dem Gelesenen kämpfen. Notwendig ist dafür ein 'Sich-Einlassen', eine schon paranoide Lesesucht. Ein Lesekampf. Wer vor dem Textberg zurückscheut, kann ihn nicht kosten. Wer ihn sich nicht einverleibt, nicht an ihm berauschen. Wer sich durch ihn hindurcharbeitet - im Sinne des Wortes - gerät in dunkle Abgründe. Wer ihn durchgräbt, beschmutzt sich. Alsbald gerät der Leser in einen stetigen Sog, einen unentrinnbaren Taumel, zunächst kaum merklich. Dann beginnt er sich selbst zu erkennen, entsetzt, verzerrt, fratzenhaft, immer deutlicher sich selbst. Lust und Schmerz werden ihm eins, der Text gerät zur Maßlosigkeit, uferlos ist er, ohne Ende.

Wer erzählerische Stringenz erwartet, verliert. Wer dramaturgische Logik erwartet, wird enttäuscht. Wer eine folgerichtige Handlung erhofft, verliert sich im Mahlstrom innerer Monologe, Erinnerungen, Notate, ertrinkt in Reflexionen, Beschreibungen, Bekenntnissen. Wer diesen Text durchmessen hat, ist ein anderer. Wer ihn gelesen hat, ist um Erfahrungen reicher. Daß Lesen Erfahrung sei, gilt hier.

Eine solche radikale, unbarmherzige Kritik unseres anthropozentrischen Denkens, unserer menschenbezogenen Werte, unseres sich nur um uns drehenden Weltbildes, findet sich in der deutschen Literatur sonst nicht. Grimmelshausen ist dagegen ein Geschichtenerzähler, Kafka ein distanzierter Andeuter, Bann und Döblin sind Ästhetiker. Bei allen finden wir Spuren, Hinweise, Fingerzeige, so z.B. bei Rilke:

„und die findigen Tiere merken es schon,
daß wir nicht sehr verläßlich zu Haus sind

in der gedeuteten Welt. ...“

Aber ausgesprochen, die Wahrheit ausgesprochen wie ein trotziges Kind, hat nur Jahn. Rücksichten hat er keine genommen. Nicht auf sich, nicht auf den Leser, nicht auf die Sprache. Die Folgen waren ihm gleich, entscheidend allein: Diese Wahrheit, die Wirklichkeit des Sterbens, das Anprangern der Macht des Todes, seine Sklaverei.

Bizarr ist die Fabel: Der Verlobte der Ermordeten verliebt sich in deren Mörder: *Ich preßte meine Lippen auf seinen willenlosen Mund. Ich spürte das warme, fade Fleisch, das sich staunend meinem Kuß öffnete. Ich roch den Angstschweiß des Mörders, der den jungen Körper zu zersetzen drohte. Ich taumelte vor Glück.* Aber es geht hier nicht einfach um homosexuelle Liebe. Es geht um viel mehr: Beide versuchen, eins zu werden, eins zu sein. Ihr Blut werden sie tauschen, ihr ganzes Leben zusammen bleiben, ein lebenslanger Versuch, die Natur zu überwinden. Aber es ist eine Versuchung wider die Natur. Zwei ganze Leben lang, einen ganzen Roman lang, ohne Ende, ohne Erfolg. *Und es gab keine Einheit zwischen Zweien. Nur die religiöse Mystik war darauf gekommen, den mathematischen Begriffen und den physikalischen Tatsachen eine chemische Hochzeit jenseits der Grundstoffe entgegenzustellen.* Den frühen Mord aufzuheben, gelingt nicht, ihn zu verstehen, gelingt nicht. Der Mörder, Alfred Tutein, sticht weiter in Menschenfleisch: *Damals waren Alfred Tutein und ich sehr jung. So jung, daß er in ein lebendes Mädchen hineinstach. Wie kann man die Hände eines Knaben schelten, die eine Kaulquappe zerquetschen?* Zuvor schon, wohl nachdem die Verlobte des Gustav Anias Horn, der Hauptfigur, von Tutein auf dem Segler 'Lais' erwürgt und die Leiche wegen der Verwesung des Fleisches mit Teer übergossen hatte, hatte dieser erklärt, *alle Schuld sei plötzlich. Sie eile den frevelhaften Entschlüssen voraus. Gedanken, das sei ein Traum. Wie kriechende Schnecken. Die handelnden Hände hinterließen das Sichtbare.*

Beide taumeln durch die Welt, fahren auf Schiffen am Rande Afrikas entlang. Ruhe finden sie nicht. Nur Brunst, Sexualität, Gemetzel, Versklavung. Bis sie in Skandinavien ankommen. Wo eine Beruhigung eintritt. Und die Natur gewaltiger ist. Und schön. Und ein Ende nicht abzusehen. Später wird Anias Horn seinen toten Freund Tutein einbalsamieren. *Dieser Mensch, mir willfährig wie ein Frommer den erkennbaren Prüfungen seines Gottes, war mir gleichgültig, außer, wenn ich weinte.* Denn: *Man kann lieben ohne zu lieben.* Und selbst wird er ermordet werden, von einem der vorgibt, ein Freund zu sein. Der Mensch ist Teil der Natur. Die Natur ist grausam, chaotisch, es herrscht nur das Gesetz des Fressens und Gefressen Werdens. In immer verschiedenen Variationen wird diese Geschichte erzählt, nichts anderes: Geburt, Leid, Gemetzel, Vergewaltigung, Lust, Mord, Selbstmord, Tod, Verwesung. Am Ende bestenfalls: Zerschlagene Knochen im Kartoffelacker, der früher ein Kirchhof war.

Vom Samenerguß der Väter bis zur Fäulnis, das ist unser Weg. Eine große moralische Menschheit widerspricht mir. Sie muß mir widersprechen. Sie ist nicht mutig genug, nur ein Teil der Natur zu sein. Sie bemüht sich, einen Gott zu verteidigen, der dieser Hilfe nicht bedarf.

Es gibt für den Menschen - und die Tiere - keinen Halt, kein rettendes Ufer, keinen festen Boden unter den Füßen. Keiner demonstriert das konsequenter und überzeugender als Jahn. Auch wenn andere zur gleichen Erkenntnis gelangt sind.

Der Mensch „gehört der Zeit, und mit jenem Grauen, das ihn dabei packt, erkennt er seinen schlimmsten Feind. Ein Morgen wünscht er sich, ein Morgen, während doch sein ganzes Selbst sich dem widersetzen sollte. Dieses Aufbegehren des Fleisches ist das Absurde.“ notiert Camus in seinem ‘Mythos von Sisyphos’. Ein Verwandter im Geiste notiert das, und: „Keine Moral und keinerlei Streben lassen sich *a priori* vor der blutigen Mathematik rechtfertigen, die über uns herrscht.“

Jahnn unterscheidet sich von Camus dadurch, daß er nicht philosophiert, nicht sublimiert, nichts in Beziehung setzt zu Vordenkern, zu Mythen. Er weist keinen Ausweg, sondern zeigt in seiner erdachten Geschichte von Gustav Anias Horn und Alfred Tutein trotzig und erbarmungslos, was ist. Selbst die verzeihliche Schwäche der ironischen Wendung eines Sokrates ist ihm fremd. „Kriton,“ so sollen bekanntlich dessen letzten Worte vor dem Tode gewesen sein, „wir schulden dem Asklepios einen Hahn; entrichtet ihm den und versäumt es nicht.“ Damals (heute nicht mehr) wußte jeder, daß man dem Asklepios einen Hahn zu opfern hatte, wenn man von einer langen Krankheit genesen war. Solche feinstreifigen Gedanken und Überlegungen fehlen bei Jahnn; bei ihm findet sich nicht einmal ein solch schwacher - intellektueller - Trost. Er weiß nicht einmal, unser Elend in Worte zu fassen, die als Nachweis unserer - der Menschen - Besonderheit gelten könnten. Dieses Eingeständnis, diese Brutalität unterscheidet Jahnn von allen seinen Verwandten.

Gibt es denn keinerlei Trost? Dazu noch einmal Camus: „In der Bindung des Menschen an sein Leben gibt es etwas, das stärker ist als alles Elend der Welt. Die Entscheidung des Körpers gilt ebensoviel wie eine geistige Entscheidung, und der Körper scheut die Vernichtung.“ Und an anderer Stelle(‘Der Mensch in der Revolte’): „Atmen heißt urteilen.“ Bei Jahnn selbst können wir weiter und mehr lesen: *Ich trat neben das Tier, beklopfte ihm Kruppe und Hals, lehnte meinen Kopf gegen die befellten Schultern. Mit den Wangen, mit den Händen spürte ich die Wärme des Geschöpfes im Fleisch, Nachbar Tier, geboren wie ich. Die Wärme der Stute erquickte mich. Was für eine unvergleichliche Wohltat, die Nähe des Lebens wahrzunehmen! Männlich, weiblich, Mensch, Tier, Unterschiede, die kein Gewicht haben. Selbst der Kastrat, solange er lebt, ist brüderlich gegen die Mitgeborenen. Und schenkt seinen dunklen Herzschlag dem Bedürftigen an seiner Seite.*

Diese (und anderswo verstreuten) unerwarteten, unverhofften Sätze - *Sie ist mein Pferd geworden. Meine Freundin* - verweisen auf einen anderen, tieferen, bekannteren Verwandten: Elias Canetti. „Es ist nicht auszudenken, wie gefährlich die Welt ohne Tiere sein wird.“ warnt dieser in seinen Aufzeichnungen aus den Jahren 1942 - 1972, ‘Die Provinz des Menschen’. Entrüstet (wie Jahnn) fragt er dort auch: „Und welches ist die Erbsünde der Tiere? Warum erleiden Tiere den Tod?“

Auch bei Canetti findet sich, harmloser formuliert, gedanklich indessen nicht weniger radikal gefordert, die Verdammnis des Todes. Er, so weiß auch Canetti, „ist der Kern aller Sklaverei.“ Seine Anerkennung löst die Welt in nichts auf. In nicht geringerem Trotz als wir ihn bei Jahnn finden, erklärt er: „Das ganz konkrete und ernsthafte, das eingestandene Ziel meines Lebens ist die Unsterblichkeit für die Menschen.“

Solch würdigen Wunschvorstellungen ist Jahnn, bei aller Seelenverwandtschaft, aber doch abholt. Bei ihm gibt es bestenfalls eingefrorene Leichen, also Fleisch, das nicht verwest und nicht fault. *Jedoch, junger Freund, koitieren, begatten können Sie meine Tochter nicht mehr. Sie ist eine kalte, sehr naturgetreue Statue, der man Kopf und Arme abgeschlagen hat. Man kann sie schänden doch nicht lieben.* So redet ein ‘Professor’ über die kopf- und armlose Leiche eines jungen Mädchens im Kühlhaus seines Institutes. Eine andere Unsterblichkeit ist bei Jahnn nicht zu haben. Er weiß: *In uns allen ist Verlangen. Aber die Erfüllung ist außer uns.*

Selbstredend sind diese beiden Brüder Antichristen. Aber nur Jahn ist der wahre Heide. Canetti: „Das Christentum ist ein Rückschritt gegen den Glauben der alten Ägypter. Es gestattet den Verfall des Leibes und macht ihn durch die Vorstellung von seinem Verfall verächtlich. - Die Einbalsamierung ist die wahre Glorie des Toten, solange er sich nicht wiedererwecken läßt.“ Für Jahn hingegen ist der Verfall des Leibes ein nicht hinwegzudiskutierendes Faktum. Und sein Versuch, es den alten Ägyptern gleichzutun, hilft ihm nicht. *Trauer und Sudelei, nicht unterschieden. Alle steckten im Fleisch, das unersättlich begehrte und schon faulte, wenn es einen Tag lang vom Atem entfernt war. ... Nur für die Heiligen war die Welt durchsichtig; für die irdigen Sinne bauten sich Mauern selbst vor die Sonne. Zu den Sternen abstürzen konnten nur die leichten Seelen. Das Fleisch der Millionen blieb an der Oberfläche haften.*

Und er verspricht dazu: *Es gibt Häuser, die gegen die Sturmflut der Missionen gefeit sind. Die wirkliche Gesundheit verträgt sich nicht gut mit der Knechtschaft, die das unablässige Geständnis der Sünde verhängt.*

III

In seiner Sprache und Schreibweise aber offenbart sich das Heidentum Jahnns recht eigentlich und wirklich. Einschlägige orthographische Hinweise auf griechische, mediterrane Ursprünge in unserer Sprache sind zugunsten nordischer Schreibweisen getilgt: Das ursprüngliche griechische „X“, lateinisch „Ch“, ist ausgemerzt. Anstatt „Christenheit“ heißt es: „Kristenheit“. Anstatt „Chaos“ lesen wir: „Kaos“, anstatt „Charakter“, „Karakter“ - und so fort. Weihnachten gibt es bei Jahn nicht; er kennt 'nur' das „Julfest“. Welche Konsequenz schon in dieser Kleinigkeit.

Schwer hängen die Wörter und Sätze an dieser Sprache. Widerstände baut sie vor uns auf. Da findet sich nichts Geschliffenes, nicht Stilisiertes, finden sich keinerlei sprachliche Attitüden. Die ganze Schwere, das Kantige, Abgehackte der deutschen Sprache begegnet uns hier. Wenn Jahn über den Tod schreibt, also auch über das Leben, dann tut er das mit primitiver Syntax, mit schier endlosen Aneinanderreihungen von Satzteilen und Hauptwörtern. Hier gibt es keine Stilgebärden, keine stilistischen und ästhetischen Posen, die das Geschriebene (wie etwa gerade bei Ernst Jünger, der auch vorgab, über den Tod zu schreiben) als hohlen Pathos entlarven. Findet man bei diesem in der Sprache (auch im eigenen Leben) nur Posen, so erkennt man bei jenem Haltung (Jahn hat in den beiden Weltkriegen nicht mitgemacht. Er war einfach nicht dabei).

Jahn selbst war sich des steinigen Charakters seiner Sprache bewußt. So „pffiffig“ wie Thomas Mann könne er nicht schreiben, urteilte er einmal. Was an dem liegt, was Jahn uns zu sagen hat, muß hinzugefügt werden. Was Mann umtrieb, erlaubte Pffiffigkeit. Was er zu sagen hatte, war im Vergleich gering, so gering, daß seine Sprache über den Gegenstand hinauswachsen konnte, ihn ohne Umstände verdeckte. Bei Jahn war es genau umgekehrt: Keine Sprache ist in der Lage, das konsequent in Worte zu fassen, begrifflich zu machen, 'zur Sprache zu bringen', was Jahnns Gegenstand des Schreibens ist. Es bleibt 'Unbegreiflich'. Die menschliche Sprache ist Teil dieses Widersprüchlichen, ist Teil des Absurden. Noch einmal Camus: „Wenn nichts dauert, ist nichts gerechtfertigt; was stirbt, ist bar jeden Sinns ...“ (Der Mensch in der Revolte)

Jahn sprach vom 'Kampf' mit den Worten, davon, „die deutsche Sprache in die Hand zu bekommen, daß ich sie als Ausdruck für die gewundene Art meines Denkens und

Empfindens verwenden konnte.“ An diesem Prozeß, an diesen unaufhörlichen Aneignungsversuchen nimmt der Leser ständig teil. Dabei kommt er nicht billig auf seine Kosten. Mit dem Autor verzweifelt er, fällt er in dunkle Abgründe, wo er manchmal nur sprachlichen Kitsch wähnt - *Ich sah den großen schwammigen Wulst der Männlichkeit in der naß nachgiebigen Hose. Oder: Wenn die Dunkelheit hereingebrochen ist, füllt sich der Luftozean mit Unbarmherzigkeit.*

Die Möglichkeit, Distanz zu nehmen, z.B. durch Ironie, wird dem Leser nicht gegeben. Ironie kannte Jahn nicht. Friß Leser oder stirb! Gehe mit oder bleibe weg! Ein Dazwischen gibt es nicht. Deswegen verlangt das Mitgehen auch Konsequenz, verlangt Lesesucht und Leselust. Und es verlangt Zeit und Geduld, Geduld und Zeit. Es mag gelten, was Robert Musil einmal bemerkte: Nur schlechte Romane könne er rasch und bis ans Ende lesen. Bei einem Buch, das wirklich Dichtung sei, komme man selten über die Hälfte hinaus; es wachse mit der Länge des Lesens ein unaufgeklärter Widerstand. Für Jahnns Roman muß aber hinzugefügt werden: Wer hier diesen Widerstand überwindet, wer das uferlose Fließen und Strömen nicht fürchtet, ist um eine unerhörte Erfahrung reicher: Sich selbst anders zu sehen, anders zu begreifen als zuvor, sich als Verwandelter zu erkennen, befreit von der Eitelkeit, die dem Menschen eigen ist.

IV

Die Kenner, und nur sie, werden bemerkt haben, daß alle Zitate aus der ersten Hälfte des gewaltigen Romans stammen, aus dem mit *‘Das Holzschiff’* betitelten ersten Teil und dem ersten Band des mit *‘Die Niederschrift des Gustav Anias Horn’* betitelten zweiten Teil. Der Grund ist einfach: Weiter hat der Verfasser noch nicht gelesen. Er ist noch beim Lesen. Und kann ein Ufer nicht fassen. Er schwimmt in Strudeln. Auch dieser Text wird ein Rettungsfloß nicht sein. Zu viel ist noch unerkannt und ungesagt.